

KARIN ENGEL

Glitzer
HÄLT AUCH AUF
Matschkosen

Geschichten aus einem
herrlich unperfekten Familienalltag


GerthMedien

VORWORT

Ich bin Mama. Und ich behaupte: Mamasein ist ein Drecksjob. Damit meine ich nicht nur die übermäßig vielen Überstunden, quengelnde Arbeitgeber und schlechte Bezahlung (obwohl dies natürlich alles zutrifft). Ich sage das, während ich höchst ungemütlich am Rande eines Fußweges sitze, nein, kauere, und von dort aus zwei Knirpse beobachte, die mit zwei aufgesammelten Holzstöckchen den Matsch einer Regenpfütze bearbeiten. Einem der sich nass spritzenden beiden läuft gerade ein langer Rotzfaden über die eiskalten, aber vor Eifer glühenden Wangen. „Wie sieht das denn aus?“, denke ich angewidert und fühle mich bestätigt: Dreck.

Dreck ist im Leben einer Mutter einfach omnipräsent. Er zieht sich, wie in diesem Fall, schleimig von der Nase übers Gesicht. Ein anderes Mal kriecht er fein krümelig aus den Ohren, aber noch viel öfter ist er in der Windel zu finden (und man kann froh sein, wenn er nur in der Windel bleibt). Ich krame in meinem Rucksack nach einem frischen Taschentuch und denke daran, dass wir Mütter tagtäglich auf verschiedene Arten unsere Kinder von diesen unterschiedlich farbigen Körperexkrementen

– von durchsichtig, über gelblich grün, bröcklig orange und dunkelrot bis hin zu breiigem Braun – befreien müssen. Und es ist immer wieder erstaunlich, mit welcher Selbstverständlichkeit wir diese Aufgaben (von denen ich aus Rücksicht auf Sie als Leser nur einen Bruchteil erwähne) wahrnehmen, wo es anderen nur schon vom Erzählen schlecht wird.

Nichts zu machen. Das Taschentuch habe ich vorgestern benutzt, als das eine Kind mit dem Laufrad hingefallen und sein Knie ...

Okay, okay, ich höre schon auf!

Ich bemühe mich, den Schnodder zu übersehen und dem Kind nicht mehr ins Gesicht, sondern auf die Füße zu schauen. Doch natürlich weiß ich, was mich dort erwartet: noch mehr Dreck! Matschige Hosen und lehmige Schuhe, die bald nach Hause dackeln werden, sodass wir uns auch im trauten Heim noch an den Dreck erinnern dürfen! Hm ... oder sollte ich besser sagen: sodass unser häuslicher Schmutz sich endlich einmal mit *richtigem* Dreck treffen darf?

Eigentlich ist es ja egal: Der Dreck ist überall! Immer! Sogar wenn die Kinder mal nicht da sind: Der Dreck ist es. Selbst wenn Mütter mal „sturmfrei“ haben, dürfen sie in liebevoller Erinnerung an die Anwesenheit der Kinder ihre „freie“ Zeit mit dem Schrubben von Fußböden, Beseitigen von Flecken und dem Abbau von Wäschebergen verbringen.

Ich stehe auf und schüttele meine beinahe eingeschlafenen Beine aus. Dabei achte ich darauf, dass die trübe Brühe, die von meinen Sohlen trieft, nicht meine Hosenbeine bekleckert. Dann

halte ich inne, weil ich über mich selber lachen muss. Eigentlich muss ich mich sogar auslachen.

Ich soll nicht schmutzig werden dürfen?

Wie soll das funktionieren, wenn man im Dreck sitzt?

Ist nicht eigentlich die ganze Welt ein Drecksloch?

Ein Gedanke durchfährt mich plötzlich: Wie muss es für Jesus gewesen sein, vom Himmel in diesen Schmutz (im übertragenen wie wörtlichen Sinne) herunterzusteigen? Er, der Reine, setzt sich freiwillig zu den Unreinen, den Sündern. Für uns eine irgendwie verkehrte Vorstellung und Welt. Doch damit stellte Jesus gleich zu Beginn seines irdischen Daseins unsere ganze menschliche Werteskala auf den Kopf. Und weitere Eigenarten, die er uns vorlebte, folgten: Die Ersten sollen die Letzten sein. Der Messias ist der Diener. Und Gutes, das man den Geringsten getan hat, hat man ihm getan.

Eines der Kinder unterbricht meine Gedanken. Es quietscht vergnügt, weil es gerade einen Schatz, einen sich nervös windenden Schatz, namens Regenwurm ausgegraben hat. Das andere Kind greift nun mit der Hand in den feinen nassen Sand, packt ihn und lässt ihn durch die Finger zurück ins Wasser gleiten, sodass es platscht. Und das Ganze gleich noch mal.

Dreck genügt als Spielzeug.

Dreck ist sogar wichtig.

Das ist wissenschaftlich erwiesen. Er ist das ursprünglichste Element: „Aus der Erde sind wir genommen, zur Erde sollen wir wieder werden.“ Und ich muss daran denken, wie eines unserer Kinder erzählte:

„Wir haben im Kindergarten auf dem Spielplatz eine tote Maus gefunden und haben ihr dann ein Grab gemacht und sie beerdigt!“

Mein Mann fragte: „Und habt ihr zur Beerdigung auch den Pfarrer gebraucht?“

„Nein, wir haben eine Schippe genommen!“, erwiderte unser Kind.

Ich weiß, wie sich das anfühlt. Dieser nasse Sand, der schwer in der Hand liegt, den man leicht zusammenklumpen kann und der dann doch wieder auseinanderfällt. Die kleinen Körnchen, die die Hand leicht massieren und von denen ein paar an der Haut hängen bleiben, selbst wenn der Matsch schon wieder in der Pfütze liegt. Ein Gefühl, das man nicht vergisst, selbst nach Jahren nicht.

Tja, wann habe ich eigentlich das letzte Mal?

Es juckt in meinen Fingern. Dann denke ich an meine nicht vorhandenen Taschentücher und was ich mit meinen dreckigen Fingern noch alles anfassen müsste ...

Mein Verstand siegt über den Wunsch, sich die Hände dreckig zu machen. Wieder einmal selbst im Matsch zu sitzen.

Vielleicht ist gerade das der Sinn und Zweck des Mutterseins: ein Drecksjob. Doch wenn ich meine alten Freundebücher oder die meiner Kinder durchblättere, finde ich ihn nirgendwo bei der Frage „Was willst du einmal werden?“. Da steht stattdessen: „Tierärztin“, „Fußballer“, „Sängerin“, „berühmt werden“ oder „reich werden“. Niemand aber schreibt: „dreckig werden“, „meinen Kopf hinhalten“, „anderen dienen“. Meine Welt als Mutter

scheint auf den Kopf gestellt worden zu sein. Ich sitze hier, im Dreck. Mittendrin. Freiwillig. Es fühlt sich nicht direkt gut an, aber richtig. Denn genau das bedeutet es, Mutter zu sein. Und das ist auch gut so. Hat uns das Jesus nicht auch im übertragenen Sinne vorgemacht?



Wieder zu Hause, die Kinder sind sauber, erschöpft, gesättigt und bereits eingeschlafen, nehme ich ihn doch in die Hand – den Dreck. Mittlerweile eingetrocknet klebt er förmlich an den Matschhosen der Kinder und verteilt sich dennoch höchst lebhaft, Körnchen für Körnchen, auf dem Weg hinunter in den Keller zur Waschmaschine. Mit nun leicht bräunlichen Fingern durchwühle ich die Tasche, prüfend, ob nicht doch ein Steinchen oder Ästchen mit nach Hause genommen wurde. Doch meine Hand wird nur kalt-feucht begrüßt von einer sandigen Kugel Matsche-Eis, die mitgenommen wurde. Der Dreck ist einfach überall.

Doch dann funkelt mir etwas vom Hosenbein entgegen. Glitzerkleber, ein kleiner Tropfen mit ein paar winzig kleinen Glitzerteilen. Irgendwie muss er auf die Hose gekommen sein. Im Kindergarten? Beim Basteln?

Er ist nicht wegzubekommen.

Egal!

Glitzer hält auch auf Matschhosen.

Mitten im Dreck funkelt es. Wie schön!

Dieses wunderbare Bild steht wie kein anderes für unser Familienleben. Mutter zu sein ist und bleibt ein Drecksjob. Doch wenn ich genau hinschaue, dann gibt es da eine feine Glitzerspür, die in meinem Alltag sichtbar ist. Von Weitem ist sie vielleicht nicht offensichtlich, aber dennoch sehr hartnäckig und überall da – selbst an den unmöglichsten Stellen. Funkelnde Momente, in denen ein kleiner Tropfen Glitzer im täglichen Einerlei ein ganzes Lebensgefühl darstellt. Wie anstrengend ein Tag auch sein mag, irgendwo gibt es ihn, diesen Punkt, der ganz viel Kraft schenkt: Gottes Liebe, Gottes Reden, Gottes Eingreifen. Davon und auch von ein paar anderen Absurditäten, die einem so im Elternalltag begegnen können, erzähle ich in diesem Buch.

Zu Beginn war das Buch nur eine Ansammlung von Erlebnissen und Gedanken, die sich im Laufe der Zeit auf eine sehr ungeordnete und unordentliche Weise auf ein paar Schmierzetteln und Notizheften angehäuften hatten. Dieses Sammelsurium an verschiedenartigen Texten letzten Endes in eine Reihenfolge zu bringen, war nicht ganz einfach. Mit der Schwangerschaft und Geburt unseres fünften Kindes hatte ich zu schreiben angefangen, doch welcher Chronologie sollte ich folgen, wenn es in anderen Texten um die älteren Kinder ging? Meine Zeit fürs Schreiben war zu lückenhaft und unregelmäßig gewesen, um stringent unseren Werdegang als Familie zu dokumentieren. Deshalb sortierte ich die Texte so, dass sie der ungefähren Entwicklung eines Kindes folgen. Als ich dann begann, sie in eine lesbare Form zu bringen, war meine primäre Idee, andere Eltern zum Lachen und ins Nachdenken zu bringen.

Als ich dann über das Geschriebene sah, stellte ich ein Merkmal fest, das sich wie ein Faden durch meine Geschichten zieht: eine Art glitzernder Tropfen namens Gnade. Was anderes ist Glitzer in einem Haufen Dreck? Und ich weiß ganz genau: Ich als Mutter, mitten im Dreck, brauche das! Dieses Glitzern. Gottes Gnade. Sie ist noch größer als ein Lebensgefühl. Sie schenkt mir Kraft. Mir als Mutter, als oft Hilflose, Unsortierte, Ungeschickte, am Rande des Wahnsinns Stehende. Und vielleicht erkennen Sie ja dieses Lebensgefühl und Bedürfnis in meinen Texten wieder und entdecken es auch für Ihr Leben.

Ich hoffe sehr, dass diese Glitzerspür in meinen Texten durchscheint. Aber vor allem, dass die Texte Ihnen Mut machen, sich in Ihrem eigenen Alltag auf die Suche nach Glitzer zu begeben. Denn Sie werden bestimmt fündig – sogar auf Matschhosen!

Ihre
Karin Engel



Ich als Mutter, mitten im Dreck, brauche das!
Dieses Glitzern. Gottes Gnade.

ICH, VIELGEBÄRENDE

Meine zweite Untersuchung beim Frauenarzt. Das Ausstellen des Mutterpasses steht an. Die Arzthelferin geht mit mir den üblichen Fragenkatalog durch, der sich auf den ersten Seiten des Heftes befindet. Das meiste ist schnell beantwortet:

Familiäre Belastung: ja nein

Frühere schwere Erkrankungen: ... ja nein

Allergien: ja nein

Zack, zack, zack geht das mit den Kreuzchen in den entsprechenden Kästchen. Dann ein leichtes Zögern.

Vielgebärende: ja nein

„Sind Sie viel gebärend?“, will die Arzthelferin von mir wissen. Eine kurze Sekunde des Innehaltens vergeht. Ich schaue ebenso fragend zurück, ohne eine Antwort zu geben, denn was bitte schön bedeutet *viel gebärend* genau?

„Nein, oder?“, mutmaßt sie und will bereits das Kreuzchen bei „nein“ machen, bevor sie mir dann doch noch erklärt: „Vier Kinder oder mehr. Oh, haben Sie vielleicht schon vier Kinder?“

Ich nicke und bin mir gleichzeitig bewusst, dass ich äußerlich – kurz und eher schmal geraten, mit jugendlichem Teint (auch Akne genannt), Brille und immer etwas unordentlichen Haaren – wohl nicht gerade die typische Vertreterin einer Vielgebärenden darstelle.

„Doch, doch. Vier Kinder. Das wäre jetzt das fünfte“, antworte ich. Ganz zu verstecken ist mein vielfaches Muttersein dann doch nicht: Wenn ich so an mir herunterschiele, entdecke ich einen Zahnpastafleck auf der Bluse sowie Spuren von Nutella auf der Hose. Leider keine Ausnahme, sondern eher eine chronische Mama-Krankheit.

„Ah ja“, höre ich die Arzthelferin sagen. „Also doch: viel gebärend.“ Ein Kreuzchen bei „ja“.

Meine Gedanken beginnen zu kreisen. Ich bin etwas verwirrt über die Definition des Begriffes: Offensichtlich bezieht er sich nicht auf die Anzahl der Schwangerschaften, sondern auf die der Geburten. Doch was, wenn diese neue Schwangerschaft ohne glückliche Geburt enden würde? (Was mir ja leider auch schon passiert ist.) Was wäre ich dann? Würde ich immer noch zu den Vielgebärenden gehören? Oder in meinen vorherigen Zustand zurückfallen? Wie sich dieser wohl nennen mag, wenn es ihn überhaupt gibt ... *normal gebärend?*

Fragen, die ich mir vielleicht nicht stellen sollte, aber ich komme gegen sie nicht an. Das Wörtchen *viel* stellt mich vor

weitere Probleme. *Mehrere* hätte ich ja noch verstanden, aber *wie viel* ist *viel*? Hätte man vor hundert Jahren „vier Kinder und mehr“ auch schon als *viel* bezeichnet? Wahrscheinlich kaum.

Heutzutage hört sich *viel gebärend* eigentlich weniger wie eine Feststellung, sondern eher wie eine Bedrohung an. Fast so, als würde in blendendem Scheinwerferlicht eine unbekannte, fordernde Stimme zischen: „Zum letzten Mal: Sind Sie viel gebärend? Gestehen Sie, dass Sie viel gebärend sind?“

Ganz so weit ist man in unserem Kulturkreis zum Glück noch nicht, aber in der Zwei-Kind-Gesellschaft muss man sich ab dem dritten Kind schon mal die ersten Fragen stellen lassen. Beim fünften hört das Verständnis oft auf, nach dem Motto: viel gebärend = viel verrückt.



Noch auf der Fahrt nach Hause in unserem Minivan mit eingebauten Kindersitzen, klebrigen Türgriffen und versandeten Abtretern (ein weiteres untrügliches Merkmal für die Mutter einer größeren Kinderschar) beschäftigt mich dieses sprachliche Ungetüm. *Viel gebärend* hört sich so an, als wäre das Gebären ein Dauerzustand. Für viele Frauen, auch für mich, nicht gerade eine angenehme Vorstellung. Ein Grund mehr, wie ich finde, dieses Wort durch ein anderes zu ersetzen. Ein positiveres Wort. Ein Wort, das motiviert, diesen Status zu erreichen. Und wer weiß, vielleicht könnte diese einfache Maßnahme ja sogar dazu beitragen, die Geburtenrate zu erhöhen.

Wie wäre es zum Beispiel mit dem Wort „kinderreiche“? Das klingt nach Besitz und Erfolg und ist somit bei Weitem erstrebenswerter als Wehen und Belastung. Allerdings könnte man diesem Begriff auch wieder Ungenauigkeit anhängen, da er Männer und Adoptiveltern nicht ausschließt. Also vielleicht besser: „selbst-auf-die-Welt-gebrachte-kinderreiche“?

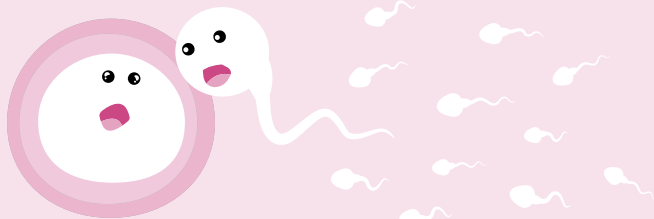
Doch Unwort hin oder her: Ich bin es. Nicht nur einfach eine Mutter von vier Kindern, sondern offiziell eine „Vielgebärende“. So steht es jetzt in meinem Mutterpass, schwarz auf weiß.

Ein bisschen verrückt oder ein bisschen *viel* verrückt ist das tatsächlich. Vor ziemlich genau sieben Jahren hatte mir mein damaliger Frauenarzt noch mit Bedauern in der Stimme klargemacht, es würde für mich schwierig werden oder sogar unmöglich sein, auf natürlichem Wege Kinder zu bekommen.

Und heute gehöre ich zu den Vielgebärenden.

Ich: Vielverrückte, Vielwundererlebte, Kinderreiche, Vielbeschenkte.

Aaron (4) kommt vom Turnen und verkündet stolz:
„Heute haben wir den Pupselbaum gelernt!“



2.

GESCHWISTERLIEBE

Ah, die Frau Engel...“, werde ich von der Erzieherin im Kindergarten freudig begrüßt, „mit Emily im Bauch. Stimmt’s?“

Ich lache. „Ja, das stimmt!“, antworte ich ihr, aber innerlich stöhne ich: Jetzt weiß sie es auch schon, wie wir unser Ungeboresenes nennen! So wie wahrscheinlich schon das halbe Dorf. Irgendwie bin ich ja selbst schuld. Wie jedes Mal, wenn ein neues Familienmitglied unterwegs ist, habe ich meinen bereits vorhandenen Kindern schon ziemlich früh davon erzählt und versucht, ihre auftauchenden Fragen so kindgerecht, natürlich und genau, wie es irgendwie geht, zu beantworten. Ist doch praktisch: Aufklärung und Vorbereitung auf das Geschwisterchen in einem.

Johannes nahm dieses Angebot gerne an. Mit dem Thema bereits vertraut, hat er mit seinem Wissen im Ungeborenen-Quiz geprahlt, ein Bild mit Spermien und Eizellen gemalt („So wie im Buch!“), meinen dicken Bauch gestreichelt, sein Ohr darauf gelegt und sich dabei überlegt, was das Baby wohl gerade macht: schlafen, am Daumen lutschen, Mama treten ... Von ihm

stammt auch der praxisnahe Vorschlag: „Wenn es ein Junge ist, können wir ihn dann ‚Urknall‘ nennen?“

Michael hatte mitbekommen, dass es mit meinem Bauch etwas Besonderes auf sich haben muss, und ich konnte ihm erklären, dass da ein Baby drin ist. Ein paar Tage später zeigte er auf meine Körpermitte und fragte mich: „Baby drin?“ Ich antwortete froh mit Ja und war erleichtert, dass meine Er- wie Aufklärungsversuche gefruchtet hatten.

Dann dachte er kurz nach. Anschließend zeigte Michael auf seinen eigenen Bauch (der übrigens einen ordentlichen Umfang hat) und mutmaßte: „Maus drin.“ Von dieser Meinung ist er bis heute nicht abzubringen.

Jakob hingegen war dem Thema „Baby“ konsequent ausgewichen. Keine Fragen, kaum Reaktionen. Doch dann erfahre ich, dass ausgerechnet er allen möglichen Leuten brühwarm erzählt, welchen Namen wir uns für den Neuankömmling ausgesucht haben! Ich muss den Kopf schütteln und gleichzeitig schmunzeln.

Es ist nicht das erste Mal, dass ich in Bezug auf die Ankunft eines neuen Familienmitglieds so meine Überraschungen erlebe. Ich sehe noch heute vor mir, wie ich mit dem frisch geborenen Aaron auf dem Arm im Krankenhausbett liege und Michael sich geradezu auf dieses Baby stürzt, und zwar um es immer wieder zu streicheln und zu liebkosen. (Während die anderen Geschwister wie angegossen dastanden und nicht wussten, was sie sagen oder tun sollten.) Ich hielt das Ganze für einen unbedarften Zärtlichkeitsanfall eines anderthalbjährigen Kindes, der

sich sicher schnell wieder legen würde, wenn ihm erst einmal bewusst wird, dass sich dieses kleine Wesen nun dauerhaft in sein Leben einmischen wird. Im Gegensatz zu den älteren Geschwistern konnte es die neue Situation sicherlich noch nicht so richtig einordnen.

Das dachte ich.

Doch Michael ließ sich auch in den darauffolgenden Wochen und Monaten nicht aus dem Konzept bringen: Er kümmerte sich rührend, dass sein Geschwisterchen ja genug Essen auf dem Tellerchen hatte und überhaupt, dass es ihm gut ging. Babys Gutenachtkuss war mindestens genauso wichtig wie der von Mama. Die beiden waren ein Herz und eine Seele. Ich wunderte mich. Was ging da nur vor sich? Hatte Michael etwa schon von Anfang an gewusst, dass sie beide so gut miteinander auskommen werden? Oder war es einfach Liebe auf den ersten Blick?

Ganz anders Johannes und Jakob, die „Donnerbrüder“: Dass sie sich, wie die beiden jüngeren, ein Zimmer teilen, hat rein organisatorische Gründe. Sie haben sich mit diesem Schicksal abgefunden. Nicht weniger, aber auch nicht mehr. Zusammen leben: ja. Sympathie: selten. Zusammenhalt: kaum.



Einmal ums Eck gedacht, fällt mir auf, dass nicht nur menschliche Babys, sondern auch im übertragenen geistlichen Sinne Babys unterschiedlichen Reaktionen seitens ihrer Geschwister ausgesetzt sind. Ich selbst erlebte nach meiner Hinwendung zu

Gott, meiner sogenannten „Wiedergeburt“, von meinen Glaubensgeschwistern ganz unterschiedliche Empfänge: von heller Begeisterung und „Halleluja!“-Rufen über Gleichgültigkeit bis hin zu Misstrauen (die „Neue“ in unserer Gemeinschaft). Ich musste im Laufe der Zeit aber auch erkennen, dass diese Anfänge nicht allzu viel über die spätere Entwicklung der Geschwisterbeziehung aussagten. Viele Hände, die sich mir zu Beginn freudig entgegenstreckten, haben mich unterstützt, doch manche Arme waren nicht geöffnet, wenn ich sie gebraucht hätte. Einige anfänglich kalte Schultern haben mich enttäuscht, doch manch argwöhnischer, kritischer Blick hat meinen eigenen geschärft und den Horizont erweitert.

Unweigerlich stellte sich für mich die Frage: Wie verhalte ich mich selbst gegenüber neuen Glaubensgeschwistern? Heiße ich sie willkommen? Freue ich mich, dass sie da sind und wenn ja, wie anhaltend ist meine Freude? Sehe ich sie vielleicht „in meinem Reich“ als Eindringlinge an? Oder habe ich sogar Angst davor, dass sie mehr bekommen oder gar mehr geliebt werden als ich?

Ein neues Geschwisterchen nimmt physisch wie psychisch in einer Familie Raum ein, braucht von allen Seiten Fürsorge und Aufmerksamkeit, bringt Strukturen durcheinander – und kann ganz schön nerven.

Gott weiß, dass solche Umstände nicht immer einfach zu bewältigen sind. Er verlangt von uns nicht, dass wir in der Gemeinde bei jedem neuen Familienmitglied in Begeisterungstürme ausbrechen und uns von der ersten Begegnung an so dick

befreunden wie meine beiden Dickbäckchen. Aber es geht ihm um eine grundsätzliche Haltung den Geschwistern gegenüber:

*„Nehmt einander an,
so wie Christus euch angenommen hat.
Auf diese Weise wird Gott geehrt.“*

Römer 15,7

Wenn ich Bilanz ziehe und meine Glaubensgeschwisterbeziehungen betrachte, muss ich zugeben, dass es bei mir sehr ähnlich zugeht wie zwischen Johannes und Jakob: Ich tue meine Pflicht und akzeptiere die anderen; ansonsten hält sich meine Geschwisterliebe in überschaubaren Grenzen. Insofern sind mir meine Kinder Vorbild – in positiver wie negativer Hinsicht. Und ich kann durch sie hoffentlich meinen Teil dazulernen.



Wir sind gespannt darauf, wie Emily im Kreise ihrer vier Geschwister aufgenommen wird. Sie selber wissen noch nicht so recht, wie sie darüber denken sollen.

Aaron wird mit seinen etwa anderthalb Jahren von den „Freust du dich?“-Fragen größtenteils verschont und muss sich noch keine solchen Überlegungen machen. Er krabbelt an mir hoch, als ich im Schwingstuhl sitze, und schmiegt sich an mich: Kopf an die Schulter, Ärmchen zusammengefaltet auf der Brust,

die Beine angezogen auf meinem dicken Bauch. „Ich mit zwei Babys“, denke ich lächelnd, „das eine kopfabwärts im Bauch, das andere kopfaufwärts auf dem Bauch.“

Zwei Menschen in zwei Welten, nur getrennt voneinander durch eine Bauchdecke.

Noch.